

(Nachdruck verboten.)

50]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Mit traditioneller Langsamkeit wälzte sich die Prozession vorwärts. Ganze Stunden lang wurde an Kreuzwegen gehalten, die Zeit drängt ja nicht. Es war erst Mitternacht, und vor dem Mittag des folgenden Tages sollte die Macarena nicht in ihren Tempel zurückgebracht werden. So brauchte man für die Durchquerung der Stadt mehr Zeit, als für eine Eisenbahnreise von Sevilla nach Madrid.

Voran ging der Statuengruppe „Verurteilung unseres Herrn Jesu Christi“, eine Tragbühne mit verschiedenen Figuren darauf, Pilatus auf goldenem Thron, und um ihn herum, Henkersknechte mit vielfarbigen Röcken und federgeschmückten Helmen, den betäubten Heiland bewachend, der bereit stand, zum Blutgerüst zu schreiten und eine Tunika aus violetter, mit Stidereien beschwertem Samt und über den Dornen seiner Krone drei goldene Federn trug, die die Strahlen der Göttlichkeit darstellen sollten. Obwohl diese Gruppe überreich an Figuren und pompös ausgeschmückt war, zog sie kaum die Aufmerksamkeit auf sich, da sie in den Schatten gestellt wurde durch die hinter ihr folgende Königin der volkstümlichen Stadtviertel, die wundertätige Jungfrau der Hoffnung, mit einem Wort die Macarena.

Als die Madonna mit braunen Wangen und langen Wimpern unter einem samtnen Thronhimmel aus San Gil auszog, hin und her schaukelnd nach dem Rhythmus der Bewegungen ihrer unsichtbaren Träger, ertönte ein betäubender Applaus aus der Menge, die sich auf dem Plage drängte. Wie ewig schön und jung war die liebe Frau, die holde Himmelskönigin! Die Jahre gingen spurlos an ihr vorüber!

Der herrliche, übermäßig große Mantel, mit dicker Stiderei in Reifform, fiel in mächtigen Falten hinter der Gruppe zurück, wie der gesenkte Schweif eines Pfauens. Die Glasaugen schimmerten, als weinten sie Tränen der Rührung beim Jauchzen der gläubigen Menge, und hierzu gesellte sich das Gefunkel der Juwelen, die ihren Körper bedeckten und eine zweite Ausstellung von Gold und Edelgestein über dem schwerbestickten Samt bildeten. Es waren Hunderte, vielleicht auch Tausende von Edelsteinen und Perlen. Das Ganze sah aus wie ein Regen von leuchtenden Tropfen, die in allen Farben des Regenbogens erglänzten. Am Hals hingen Perlenketten, goldene Ketten und Duzende von eingefädelten Ringen, die bei ihren Bewegungen magischen Glanz ausstrahlten. Die Tunika und das Vorderstück des Mantels waren bedeckt mit goldenen, vermittelst Nadeln befestigten Uhren, Smaragd- und Brillant-Ohringen und Fingerringen, in die riesige flammende Steine gefaßt waren. Alle Frommen sandten der heiligen Gottesmutter ihre Schmucksachen zum Tragen, um den Glanz der Macarena-Prozession zu erhöhen. Die Frauen trugen in dieser Trauernacht keinerlei Schmuck. Sie begnügten sich damit zu wissen, daß die Mutter Jesu heute die Kleinodien zur Schau trug, die sonst ihr Stolz waren. Das Publikum kannte sie, weil es sie jedes Jahr sah, und führte gleichsam Buch und Rechnung darüber, wobei es jede neue Erscheinung wohl bemerkte. Die Sachen, die heute die Jungfrau an einer Kette auf der Brust trug, gehörten Gallardo dem Stiersechter. Aber noch andere teilten sich mit ihm in die Bewunderung des Volkes. Die Frauen konnten ihre staunenden Blicke nicht abwenden von zwei enorm großen Perlen und einer langen Reihe von Ringen. Diese Juwelen gehörten einem jungen Mädchen des Stadtviertels, das vor etwa zwei Jahren nach Madrid gegangen war und als treue Verehrerin der Macarena nach Sevilla zurückkam, in Begleitung eines reichen alten Herrn, um dem Feste beizuwohnen. Hatte die Glück gehabt!

Mit verhülltem Gesicht und auf den Stab gestützt, der das Abzeichen seines Ranges bildete, ging Gallardo mit den Würdenträgern der Bruderschaft an der Spitze der Macarena einher. Andere Kapuzenmänner trugen in den Händen lange,

mit goldbefrangten grünen Luchern behangene Trompeten. Sie steckten das Mundstück durch ein Loch der Maske und vollführten ein herzerreißendes Geschmetter. Aber dieser haarsträubende Spektakel erweckte keineswegs ein Echo in den Seelen derer, die ihn anhören mußten, und ließ niemanden an den Tod denken. Aus den schrägen Nebengäßchen, die finster und einsam brühten, kam ein mit Gartendüften geschwängertes Frühlingshauch her, ein Geruch von Orangenblüten, das Aroma der Blumen, die auf den Balkonen in Töpfen standen. Das Blau des Himmels erblakte unter der Liebfosung des Mondes, der sich faul über den Wolkenflaum dehnte und neugierig zwischen zwei Dachvorsprüngen hervorklugte.

Mit jedem Schritt verlor der schauerliche Aufzug etwas von seinem düsteren Gepräge. Vergeblich wimmerten die Trompeten ihre Todesklagen, weinten die Sänger beim Anstimmen der heiligen Verse; vergeblich runzelten, wenn sie Tritt faßten, die grimmen Henkersknechte ihre Stirnen. Die Frühlingsnacht lachte und verbreitete ihren berausenden Atem. Niemand vermochte Todesgedanken Raum zu geben. Um die Jungfrau drängten sich in wildem Durcheinander die begeisterten Macarenos, Gärtner der Vorstädte mit ihren zerlumpte Weibern, die an den Händen eine Reihe von Kindern nach sich schleppten. Halbwüchsige Burschen des Stadtviertels mit einem Filzhut auf dem Kopf und die Locken glatt über die Ohren gestrichen, schwangen mit kriegerischem Eifer Knüttel, als ob sie mit der Kraft ihrer Arme die Heilige beschützen wollten gegen äußere Angriffe und Verletzungen. Alles ging ohne jede Ordnung. In den engen Straßen wurden die Prozessionsleute zwischen der Tragbühne und den Häusern gequetscht und eingezwängt, aber sie achteten nicht darauf und richteten die Augen unverwandt auf die Jungfrau, redeten sie fortwährend an und priesen ihre Schönheit und Güte in den drastischsten Ausdrücken.

Alle fünfzig Schritte machte das Bild Halt. Es war ja nicht eilig, das Tagwerk noch lang. Aus vielen Häusern heraus wurde verlangt, daß man vor ihnen stehen bliebe, um die Jungfrau genau ansehen zu können. Jeder Schankwirt verlangte ebenfalls eine Ruhepause vor seiner Tür, indem er seine Rechte als Anwohner des Stadtviertels geltend machte.

Ein Mann drängte sich durch die ganze Straße hindurch bis zu den Kapuzenmännern heran, die an der Spitze des Zuges mit dem Stab in der Hand marschierten. „Haltet ein! Haltet ein! Hier ist der erste Sänger der Welt, der an die Jungfrau eine Saeta richten will!“

Der „erste Sänger der Welt“, auf einen Freund gestützt, stand da mit schlotternden Beinen, reichte einem anderen sein Glas, schritt bis zum Bilde vor, räusperte sich und ließ dann den Schwall seiner heiseren Stimme los, in der die Triller jede Klarheit des Wortes verwischten. Man verstand nur, daß er die Mutter besang, die Mutter Gottes, und beim Aussprechen dieses Wortes „Mutter“ bebte seine Stimme vor Rührung, mit der Empfindsamkeit der Volkspoesie, die ihr Ehrlichstes und Bestes in der mütterlichen Liebe findet.

Noch hatte der Sänger seine Strophe nicht bis zur Hälfte beendet, als schon eine andere Stimme laut wurde, und noch eine, als ob ein musikalischer Wettstreit begänne und die Straße sich mit unsichtbaren Vögeln bevölkere, die krächzend, schnarrend, gröhlend, kreischend, schallend, pfeifend sich vernehmen ließen. Die Mehrzahl der „Sänger“ verbarg sich unter der Menge in frommer Demut; andere wieder, stolz auf ihre Stimmittel und ihren „Stil“, drängten sich vor in die Mitte der Straße und stellten sich gerade vor der Macarena auf, um sich den Blicken aller darzubieten.

Magere, welke, ärmlich gekleidete und schlecht gekämmte Dirnen falteten die Hände über den eingesunkenen Bauch und, die Augen verzückt in die der Heiligen versenkend, sangen sie mit dünner Stimme die Duale der Mutter, die ihren Sohn blutbesleckt unter dem Gewicht des Kreuzes zusammenbrechen sieht.

Wenige Schritte davon stand ein junger Zigeuner, dessen braunes Gesicht von den Blattern verwüstet war und der nach schmutzigen Kleidern stank, wie in Verzückung; seinen Gut mit beiden Händen haltend, leierte er gleichfalls seinen

Wers an die Mutter, das herzige Mütterchen, das Mütterchen Gottes, und seinen stilvollen Gesang bewunderte, beifällig mit dem Kopfe nickend, eine Schar abseits stehender Kameraden.

Die Trommeln wirbelten in einem fort hinter dem Bild, die Trompeten schmetterten ihre Klagen in die Luft, und alle sangen zu gleicher Zeit, indem sie ihre mistönigen Stimmen durcheinander mischten, ohne daß einer sich durch den anderen aus dem Konzept bringen ließ. Jeder beendete unbekümmert seine Saeta, als seien sie alle taub, ohne andere Lebensäußerung als die anbetend zitternde Stimme und die in hypnotischer Verzückung auf das Bild starr gerichteten Augen.

Jesus war gestorben. Seinetwegen kleideten sich die Weiber schwarz, und maskierten sich die Männer in abentheuerlichen Kapuzen. Die Trompeten verkündigten es mit ihren langgezogenen Klagen, und die Kirchen mit ihrem düsteren Stillschweigen und den dunklen Vorhängen ihrer Tore . . . Und der Fluß setzt sein schalkhaftes Gemurmel fort, als ob er einsame Paare einladen wollte, sich an seinen Ufern niederzulassen, die Palmen wiegen sich nach wie vor in leisen Schwingungen, die Drangen dufteten verführerisch, als wollten sie allein die Macht der Liebe, die das Leben schafft und ergötzt, anerkennen. Der Mond lächelte unverzagt und der Turm, dem die Nacht ein weichenblaues Gewand angelegt, verlor sich in den geheimnisvollen Höhen des Aethers, und mit der Einfalt der unbelebten Dinge dachte er vielleicht, daß die Ideen der Menschen im Laufe der Jahrhunderte sich seltsam verändern, und daß diejenigen, die ihn aufgebaut, eines ganz anderen Sinnes waren, als die jetzt zu seinen Füßen wimmelnden Leute.

(Fortsetzung folgt.)

Sara.

(Nachdruck verboten.)

8)

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Stjoldborg. — Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt

5

Es ist der dritte Weihnachtstag. Sara kommt von der kleinen Geschäftsstadt, die sich rings um den Schornstein der Genossenschaftsmeierei herumgebildet hat. Sie schreitet quer über die Felder dem Wiesenhofs zu.

Das Wetter ist schön. Der Schnee liegt nicht hoch, aber gleichmäßig über den Feldern, ohne lahle Stellen, und die feste Schneedecke hat eine dünne glasartige Kruste, auf der die kleinen abgebrockelten Stücke bei jedem Schritt, den sie tut, nach allen Seiten rieseln.

Die kleinen zugefrorenen Teiche, an denen sie vorbeikommt, sind voll krummer Linien und Risse von den Schlittschuhen der spielenden Kinder und wie gepudert mit feinen Eistüchchen wie der Staub auf der Violine nach dem Vogenstrich.

Das Eis, das auf Gräben und Pfützen liegt, schlägt mit klingendem Ton tiefe Risse. Jeder Laut wird in der Luft zum Ton. Auch der Fjord ist an den Rändern zugefroren bis hinaus zur großen Tiefe. Die Mitte aber ist dunkelblau und die Wellen darauf tanzen hinaus ins Meer und in die weite Welt.

Es faust vor Saras Ohren und ihr Blut kocht; noch nie hat sie solch ein Weihnachtstfest erlebt.

Am zweiten Neujahrstag ist Ball im Hallumer Krug; kein öffentlicher Tanz, sondern Ball für die Jugend eines auserwählten Kreises.

Und sie soll mit dabei sein; Anders ist der Obmann des Ganzen, und sie soll mit.

Sie hat den Weg erreicht und setzt nun die Füße an im Polkafakt. Sie soll mit. Das hatte Anders für sie durchgesehen.

Jetzt kam sie von der Schneiderin. Sie hatte ihr den Stoff gebracht für ihr Ballkleid, weißen, durchsichtigen Wäschstoff. Das konnte reizend werden. Solch ein Kleid hat sie noch nie gesehen.

Vielleicht hätte sie doch lieber den weißen Mousselin mit den blauen Blumen nehmen sollen, aber das wäre wohl für sie zu auffallend gewesen. Der durchsichtige Wäschstoff konnte auch sehr hübsch werden, wenn die Taille oben ohne Futter blieb, mit einem Blüsch um Brust und Schultern und hohem Stecktragen. Und dann um die Taille vielleicht einen roten Seidengürtel.

Dann brauchte sich Anders ihrer nicht zu schämen. Und dies Kleid war viel billiger als das andere, und dann konnte es gewaschen werden.

Aber sie mußte eilen, um heim zu kommen und dann so fleißig, so fleißig sein die ganze Weihnachtswache, das war nur in der Ordnung.

Woel sollte ihre Verwandten besuchen jenseits der Berge, wo sie ihre Kinder in Pflege gegeben hatte; der Junge war im Westen

zu Hause, und Sören, der Großnecht sollte auch fort; es gab also genug zu tun. Aber sie konnten ruhig fortgehen, alle miteinander — Sara hatte das Gefühl, als könnte sie mit Leichtigkeit den ganzen Hof allein besorgen, wenn es hätte sein sollen.

Die Weihnachtswache vergeht Sara wie ein Tag, ein froher, schnell verstreichender Tag, den sie in einem Ruck durchlebt.

Wenn die anderen fort sind, sitzt sie abends drinnen im Wohnzimmer bei den Wiesenhofleuten, die gewöhnlich irgend ein Weihnachtlied singen. Sara hat eine klare, schöne Stimme, und die Bäuerin Maren sagt ihr, daß sie mit der ganzen Stimme singen soll. Saras Gesang ist nämlich so eigentümlich lebendig und kommt so aus freudereifüllter Brust, daß der Wiesenhofbäuerin beim Zuhören die alten Verse ganz frisch und jung vorkommen. Niels, der Mann, sitzt dabei ganz still und fühlt sich außerordentlich wohl.

Es sind ja die Töne aus Saras Kindheit, es ist von ihm die Rede, der aus aller Not hilft, und vom himmlischen Gesang der Engel. Das Herz klopft so leise.

Aber deutlicher noch und näher als den Gesang der Engel vernimmt Sara die Ballmusik der Violinen und Marinetten. Und der Gedanke, daß sie den ganzen zweiten Neujahrabend in Anders Nähe sein soll, ist Saras schönstes Weihnachtsgeschenk.

Am Sonnabend hat sie Anprobe. Es bleibt grad in der Dämmerung noch so viel Zeit, zur Schneiderin zu laufen.

Doch da sind noch viele andere, die in der Schneiderstube ausprobieren sollen.

Sara sitzt unruhig; sie bekommt geradezu Fieber vom Warten, denn sie hat noch so viel zu tun daheim.

Sie hat aber trotzdem nicht den Mut, dies zu sagen und zur Eile anzutreiben, denn es sind die Töchter so netter und wohlhabender Leute, die zugegen sind.

Außerdem hat sie auch Furcht, der Schneiderin zu mißfallen, in deren Hand ihr Schicksal ruht; diese beeilt sich ja auch, so sehr sie kann.

Aber es gibt so unendlich viel Nadeln, die umgesteckt werden müssen, und es nimmt kein Ende.

Schließlich rafft sie sich auf und sagt, es sei gewiß besser, daß sie morgen käme.

Ja, wenn sie das könnte, so wäre es gewiß das Beste.

Ja, das kann Sara gut. Sie antwortet anscheinend so vergnügt, als wäre es die leichteste Sache der Welt, weiß dabei aber ganz genau, wie viel Schwierigkeit damit verbunden sein wird.

Also diese feinen Hofbesitzerstöchter waren es, mit denen sie zusammensein sollte. Wenn sie sich jetzt nur so benehmen könnte, wie sie mußte, damit sie Anders gefiel. Er hatte ihrtweigen so viel auszustehen gehabt . . . Ob sie wohl etwas ins Haar stecken sollte, etwa eine rote Schleife? Nein, das Haar war ja sowieso rot. Aber ein Band auf der Schulter, ein kleines, flottes Band vielleicht.

Am Sonntag probiert Sara das Futter an. Aber als sie am Montag wieder zur Anprobe kommt, ist die Schneiderin nicht damit fertig.

Dienstagabend ist der Ball. Sara muß das Kleid um 7 Uhr holen.

Es ist der letzte Augenblick. Daher will sie sich zu Hause erst vollständig fertig machen und dann nur hineingehen und das Kleid überziehen, damit sie nicht so spät daherkommt nach all den anderen.

Vor dem Spiegel, der auf ihrer Kommode steht, löst sie das Haar. Es wälzt sich an ihrem Körper hinab. Es wogt goldig glänzend mit dunklerem Schatten. Kaum daß sie den Kamm hindurchzwingen kann, so dick ist es, und es ist ganz unbändig.

Plötzlich schüttelt sie voll Ausgelassenheit den Kopf und läßt das Haar fallen, wie es will.

Sie schaut darunter herbor, wie hinter einem Gitter und lächelt ihrem eigenen Spiegelbilde zu.

Erst schlingt sie das Haar zu einem Strang, den sie zu einem Knoten zusammenrollt. Aber auf diese Weise sitzen die Stirnhaare gar zu straff; sie versucht wohl daran zu lockern, da sie aber keinen Kamm zum Stützen hat, gibt sie es auf.

Dann schiebt sie das Haar in zwei Flechten, die sie im Nacken zusammenschlingt. Dadurch bekommen die vorderen Haare eine freiere Lage; leicht und lose liegen sie auf der Stirn und fallen ganz von selber in drei wogenden, welligen Locken von links nach rechts hinab.

Die Haarfrisur nimmt am meisten Zeit in Anspruch. Sobald Sara fertig ist, beginnt sie in der Kammer aufzuräumen. Sie ist so leicht wie eine Feder und berührt kaum den Erdboden. Noch ein paar Mal blickt sie in den Spiegel, ordnet noch etwas am Haar und löst dann die Lampe aus.

Sara weiß nicht, was sie alles tun möchte, um das Glück zu verdienen, dem sie entgegengeht. Ihr Herz ist so voll. Sie fühlt nur, daß sie gut sein will, so gut, so gut.

Und während sie im Abenddunkel vorwärts schreitet, drückt sie die Hände an die Brust und dankt Gott im Himmel aus ihrem kindlich frommen Gemüt.

Wie Sara eintritt, sieht die Schneiderin da und näht, wie gekehrt, einen letzten Haken an der Seidentaille einer der Töchter von Stoblund fest. Virthe von Stoblund steht ungeduldig da und wartet darauf, und sie hat einen scharfen Zug um den Mund, als hätte sie soeben der Schneiderin bittere Worte gesagt.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Seumes Gedächtnis.

Am 13. Juni 1910 sind 100 Jahre vergangen, seitdem Johann Gottfried Seume, der sächsische Bauernsohn — der sich zu einem der ersten Schriftsteller, Dichter und Philosophen seiner Zeit emporgearbeitet hatte — in Leipzig, wo er zur Kur weilte, sein Leben beschloß.

Die Arbeiterschaft weiß nicht allzu viel von dem kernigen Dichter mit der einfachen, klaren, treuherzigen Sprache, dessen einzige Passion Wandern und Reisen gewesen ist. Lediglich das Gedicht von dem Kanadier, „der Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte“, wird den ehemaligen Volksschülern bekannt sein. Seume ist aber auch ein geistreicher philosophischer und republikanischer Schriftsteller gewesen, dem die Freiheit über alles ging, der für Vernunft, Gerechtigkeit und Humanität gekämpft hat und die Kirche, „diese Nebellappe der Vorurteile, der Privilegien und des eisernen Gewissenszwanges, wie allen Mameludengeist und jede Frömmerei“ nie hat leiden können.

Seine Selbstbiographie „Mein Leben“, die zu schreiben er übrigens auch von Herder und Schiller aufgefordert wurde, die er aber nur schrieb, um keinem geschmacklosen Lobhudler in die Hände zu fallen, hat Seume leider nicht vollenden können. Ein Freund Seumes, der Schriftsteller C. G. Clodius, hat die Biographie schlecht und recht vollendet.

Johann Gottfried Seume wurde am 29. Januar 1763 als Sohn des Landwirts Andreas Seume in Pojerna bei Leipzig geboren. Der Vater, der den Sohn äußerst streng behandelte, wurde von dem abligen Junker, unter dessen Gerichtsbarkeit das Dörfchen stand, schwer bedrückt, so daß er schließlich sein Anwesen verkaufte, um „dem Teufel und der Hölle“ zu entgehen. „Und sollte ich in einer Kneipe Schulzweiden schnitzen und Schwefelhölzchen machen mein Leben lang, von dem Justitiarius und Edelmann lasse ich mich nicht mehr schikanieren.“ Dann packte er seine Familie auf einige Wagen und pilgerte nach Knautkleeberg bei Leipzig, wo er sich niederließ. Dort besuchte Johann Gottfried, sein Veltester, die Dorfschule. Und dort wurde der aufgeweckte fleißige Knabe von dem Grafen Hohenthal-Knauthain protegiert, der ihn später ausbilden ließ.

Der Vater starb, 37 Jahre alt, in tiefer Armut, als Seume noch ein Knabe war, und die Mutter hatte mit den fünf Kindern ihre liebe Not, sich durchs Leben zu schlagen. Als Gottfried vierzehn Jahre alt war, wollte er das Schmiedehandwerk erlernen, trotzdem er klein und schwächlich war. Man redete ihm ab und so beschloß er, Schullehrer zu werden, „später sich mit einem hübschen Mädchen zu versorgen und dann mit allem Fleiß im Weinberge des Herrn zu arbeiten“. Doch dazu sollte es auch nicht kommen, denn der Knauthainer Graf schickte ihn auf die Lateinschule nach Vorna bei Leipzig, wo Seume bald als der begabteste und talentvollste Schüler galt. Nachdem er in zwei Jahren soviel gelernt hatte wie andere Schüler in 6 Jahren, brachte man ihn nach Leipzig auf die Nikolaischule. Auch hier kam er mit seinem phänomenalen Gedächtnis schnell vorwärts. Vom Schreiben war er kein großer Freund. Als ihn der Rektor Martini einst fragte: „Wo haben wir unsere Präparation?“ antwortete der Knabe, auf die Stirn deutend: „Hier!“ „Wir sind etwas led.“ hat der Magister darauf geantwortet, konnte aber dem selbstbewußten Schüler nichts weiter anhaben. Seume studierte auf Wunsch des Grafen Theologie und klassische Philologie in Leipzig, hatte aber an ersterer wenig Gefallen, sondern hörte sich lieber im Theater die Schafspearschen Dramen an. Als ihm dann die Schriften der Engländer Voltaire und Shaftsbury in die Hände fielen, war es aus mit den Kirchendogmen. Magister Schmidt meldete dem gräflichen Brotgeber die Seitensprünge des bisher frommen Bauernknaben, der nur noch widerwillig an ein Lehr- oder Pfarramt dachte, weil ein freiheitsglühender Jüngling aus ihm geworden war. Wiederholt drohte der Graf mit Entziehung der Unterstützung. Schließlich konnte Seume den zelotischen Mann nur besänftigen, indem er in Knauthain einen Vortrag hielt. Das Thema fand den Beifall des Grafen, der nun glaubte, daß Seume seine Kehelei aufgegeben habe. Doch der Vortrag hätte, nach Seumes eigenen Angaben, auch für Heiden, Juden oder Türken gepakt. Die Kehelei war nicht mehr auszurotten. Er verehrte die Bibel, aber die Heuchelei war ihm unerträglich, und so faßte er den Entschluß, durch eigene Kraft sein Leben zu bestreiten. In Deutschland hätte er nichts anfangen können, deshalb nahm er eines Tages sein Monatsgeld, verkaufte seine Bücher und beschloß, nach Paris zu wandern, um dort seine Studien auf eigene Faust fortzusetzen. Es kam aber anders.

Einige Tage nachdem er bei Nacht und Nebel aus Leipzig verschwunden war, fiel er heftigen Werbern in die Hände, wurde von diesen gepreßt und als Soldat an die Engländer verkauft. Seumes Zukunftspläne waren dadurch in nichts zerfallen. Der fürstliche Menschenhändler von Hessen-Kassel hatte ihm einen dicken Strich durch seine Jugend gemacht. Dieser gekrönte Schänderer hat damals 17 000 Mann für 21 Millionen Taler an England verkauft. Die Truppen wurden sämtlich nach Amerika verschifft, um in den Unabhängigkeitskriegen gegen die Amerikaner zu kämpfen. Außer dem Kaffeler lagen noch die Landesherren von Braunschweig, Anhalt-Zerbst, Hanau, Ansbach, Württemberg und Waldeck dem ebenso elenden wie ertragreichen Geschäfte des Menschenhandels ob.

In Halifax betrat Seume den amerikanischen Boden. Aber was konnten die englischen Soldner gegen die freiheitsglühenden

Amerikaner ausrichten? Ein Jahr berging, und die Freiheit hatte gesiegt. Ausgangs des Sommers 1783 wurden die verlaufenen deutschen Männer, soweit sie nicht in der neuen Welt ihren Tod gefunden hatten, wieder nach Europa gebracht. Bemerkenswert ist, daß der später berühmt gewordene preussische Heeresorganisator Sneyenau als Ansbach-Bayreuther Leutnant mit Seume auf ein und demselben Schiff zurückbefördert wurde.

Nach der Rückkehr in die Heimat fiel Seume von neuem Werbern in die Hände, und zwar entfloß er bei Bremen den Hessen, um von den Preußen gefangen zu werden. Als man seine Begabung erkannte, nahm ihn der General Courbière als Lehrer für seine Kinder ins Haus. Sobald Seume aber sah, daß er keine Aussicht hatte, jemals loszukommen, entfloß er abermals, wurde jedoch wieder gefangen und in Emden in Ketten gelegt. Schließlich erhielt er von einem Emdener Bürger Geld, um sich loszulassen zu können. Für 80 Taler gab ihn der General frei.

Seume studierte hierauf wieder in Leipzig, wo er sich mit einem russischen Edelmann befreundete, der gleichfalls dort seinen Studien oblag. Mit diesem ging er nach Polen. Und es war eine Ironie des Schicksals, daß er auch hier wieder als Soldat gegen die Freiheit kämpfen mußte, denn der letzte Polenkönig, der verweichlichte Stanislaus, der als willenloses Werkzeug der großen Kurtisane Katharina II. fungierte, ließ sich ruhig die Aufseilung seines Landes gefallen. Erst Kosziusko, der schon in Amerika für die Freiheit gekämpft hatte, stellte sich an die Spitze des polnischen Freiheitsheeres, gegen das Seume sechsen mußte, der als Sekretär des Generals Jgelström den Rang eines Grenadierleutnants besaß.

Aber statt zu schießen und zu plündern, hatte Seume es sich auf dem Dachboden eines Hauses bequem gemacht und las dort im Versteck republikanische Schriften. Er riß seine Uniform herunter und wagte sich auf die Straße, als etwas Ruhe eingetreten war. Indes hatte er doch Angst, als Sekretär des verhassten russischen Gouverneurs Jgelström erkannt zu werden. Um dem Schlimmsten zu entgehen, meldete er sich bei zwei Offizieren, die ihn verhafteten.

Dann kam das fürchterliche Blutbad vom 7. November 1794, an welchem Tage der russische Heerführer Suworow Warschau erstürmte und in zwei Stunden 18 000 Menschen hinschlachten ließ.

Erst vier Jahre später konnte Seume den verhassten Militärdienst endgültig verlassen. Er wollte weder vom deutschen noch vom ausländischen Militarismus etwas wissen, widmete sich Studien und schrieb einige Bücher und Broschüren. Von Danbarkeit erfüllt, widmete er das erste jenem Emdener Bürger, der ihn für 80 Taler von den Preußen losgekauft hatte. Auch über die russischen Verhältnisse veröffentlichte er einige Schriften. 1799 hat ihn der Buchhändler Götsche, der damals einige Ausgaben deutscher Klassiker druckte, nach Grimma zu kommen und die Korrektur zu übernehmen. Seume nahm die Einladung an und erholte sich in dem lieblichen Muldetale. Zwei Jahre hielt er das aus. Dann unternahm er seinen weltberühmten „Spaziergang nach Syrakus“. In neun Monaten war er wieder zurück und hatte die ganze Wanderung auf „Schusters Nappen“ gemacht! Wie ein richtiger Handwerksbursche hatte er die Tour ausgeführt, anders wäre es ihm auf der apenninischen Halbinsel, wo die Stürme der französischen Herrschaft am heftigsten wütheten, wohl kaum möglich gewesen, die Reise zu unternehmen. In den Landstrichen französischer Herrschaft wurde er überall gut und artig aufgenommen. Anders bei den feindlichen Kalabriern. Dort ist er ausgeplündert worden; sein Tagebuch wurde für wertlos gehalten.

Am 1. April 1802 traf Seume in Syrakus ein und beschäftigte die heruntergekommene Stadt. Auf dem Heimweg, beim Abstieg vom Aetna, fiel Seume nochmals Räubern in die Hände. Zwei dieser Banditen hatten schon die Dolche auf ihn gezückt, als einige englische Reisende im Wagen herankamen und die Strauchdiebe verscheuchten. Trotzdem setzte Seume die Reise zu Fuß fort und beendete sie glücklich. Die Beschreibung dieser Reise — die sich heute noch so frisch liest wie vor 100 Jahren — begründete erst den Schriftstellerberuf Seumes. Bisher hatte er nur in Schillers „Thalia“ und anderen Zeitschriften als Mitarbeiter etwas gegolten.

Im Jahre 1805 unternahm er von Leipzig aus abermals eine Wanderung, wobei er Rußland, Finnland, Schweden und Dänemark bereiste. Auf dieser Reise, die in dem Buche „Mein Sommer 1805“ geschildert ist, hat er „nur“ 150 Meilen zu Fuß zurückgelegt.

Vor allen Dingen wagte er es in diesem Buche, die französische Ueberlegenheit über Deutschland mit unerhörtem Freimut öffentlich darzulegen. Es heißt darin:

„Der Franzose schlägt sich ohne Unterschied für ein Vaterland, das ihm lieb geworden ist, das ihm und seiner Familie Vorteile gewährt. Der Mann wird nur gewürdigt nach dem, was er gilt. Bei uns wird die Schätzung nach dem, was das Kirchenbuch spricht, der Geldsack des Vaters wiegt oder was das Hofmarschallamt vorschreibt, erfolgen. Für wen soll sich der deutsche Grenadier in die Bajonette stürzen? Er bleibt, was er ist, schleppt seinen Tornister fort und erntet kaum ein freundliches Wort von seinem mürrischen Gemalthaber. Er soll dem Tod ins Auge sehen, und zu Hause pflügt sein alter schwacher Vater in Leibesfron die Felder des abligen Junkers, der nichts tut und den Allen noch mißhandelt. Der Alte fährt schweigend die Ernte des Hofes ein, und die seinige muß er draußen verfaulen lassen. Der Soldat soll brav sein, und seine Schwester oder Geliebte muß auf dem Edelhofe zu Zwange dienen für acht Gulden das Jahr; sein kleiner Bruder muß Postschaff laufen

in Frost und Hitze für einen Groschen den Tag. Der kleine Landmann führt und zieht und gibt, und die Großen rühren sich nicht und spotten über ihn.

1808 veröffentlichte Seume sein Drama „Miltiades“: sein letztes größeres Werk. Vorher hatte er unter dem Titel „Apokryphen“ seine heldenhafte Betrachtungen über die damaligen Zeitzustände geschrieben, die erst nach seinem Tode in verstümmelter Form veröffentlicht wurden. 1806/1807 wagte es kein Verleger, sie zu drucken. Mit diesen kühnen und kräftigen Sprüchen hat sich Seume in die Ruhmeshalle der revolutionären Vorkämpfer deutscher Freiheit eingeschrieben. Männer wie er richten immer wieder den Glauben an die Menschheit auf, der beim Anblick ihrer Erniedrigung zu erlahmen droht.

Anfang 1810 war Seume nach Weimar gereist und hatte dort Wieland und den großen Wolfgang (Goethe) besucht. Zu jener Zeit litt Seume schrecklich an der Gicht, daher sein Ausspruch: Früher machte ich einen Spaziergang nach Syrakus und jetzt eine Reise nach Weimar.

Nach Leipzig zurückgekehrt, fand er seine Freunde, den Dichter Tieck und die Schriftstellerin Elise v. d. Rede, im Begriff, nach Neplitz ins Bad zu reisen. Er schloß sich ihnen an. Ende Mai 1810 traf er dort ein; doch leider ging es nun mit Riesenschritten der Auflösung entgegen. Am Vormittag des 13. Juni erlag Seume seinen Leiden, 48 Jahre alt. Am 15. Juni wurde er beerdigt. Unter den Leidtragenden befand sich auch Johann Gottlieb Fichte. Wie dieser war auch Seume ein echter Freiheitsheld, dessen Schriften den modernen freigeistigen Arbeitern sicher noch manchen Genuß bereiten.

William Dromme.

Aus Seumes „Apokryphen“.

Und wenn Freiheit und Gerechtigkeit in Ewigkeit nichts als eine schöne Morgenröte wäre, so will ich lieber mit der Morgenröte sterben als den glühenden ehernen Himmel der Despotie über meinem Schädel brennen lassen.

Glaubst du denn, die Fürsten werden die besten Mittel einschlagen, das Volk aufzuklären? Dazu sind sie selbst zu klug oder zu wenig weisel.

Wenn ich von jemand höre, er sei fromm, so nehme ich mich gleich vor seiner Gottlosigkeit in acht.

Privatdiebe fesselt man auf Lebenszeit im Kerker, und öffentliche gehen in Gold und Purpur, sagt schon Rato... Schlechte Kerle stehlen, aber die Könige rauben.

Der König von Preußen soll für diesen Krieg den Unteroffizieren und Gemeinen das Avancement zugestanden haben. Da muß freilich Holland sehr in Nöten sein. Aber doch nur für diesen Krieg. Ist die Krise vorbei, wird der Adel wieder Besitz von seinen Privilegien nehmen und den Glimmer Vernunft vertilgen. Das ist deutsch und erklärt den Zustand der Nation.

Dem gewöhnlichen Menschen ist das Vaterland, wo ihn sein Vater gezeugt, seine Mutter gesäugt und sein Pastor gesirmelt hat; dem Kaufmann, wo er die höchsten Prozente ergauern kann, ohne von dem Staate gepflückt zu werden; dem Soldaten, wo der Imperator den besten Sold zahlt; dem Gelehrten, wo er für seine Schmeicheleien am meisten Gold und Weisbrauch erntet; dem ehrlichen vernünftigen Mann, wo am meisten Freiheit und Gerechtigkeit ist. Also findet der letztere nur selten ein Vaterland.

Ein Glück für die Despoten, daß die eine Hälfte der Menschen nicht denkt und die andere nicht fühlt.

Mit wenig Ausnahmen sind die großen Helben die Schandflecken des Menschengeschlechts.

Der Himmel hat uns die Erde verdorben.

Wer das erste Privilegium erfunden hat, verdient vorzugsweise so lange ein Kegelfeuer in Oel gesotten oder mit Nesseln gepöckelt zu werden, bis das letzte Privilegium vertilgt ist.

Schach.

Unter Leitung von C. Alapin.

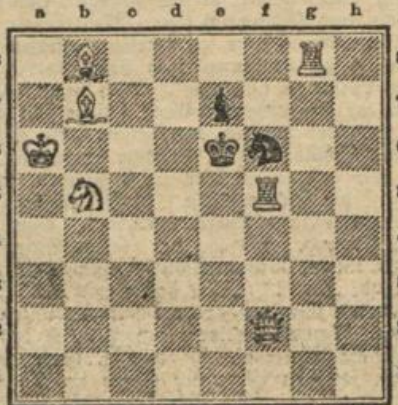
Schachnachrichten. Es wird gegenwärtig ein kleiner Wettkampf in München zwischen den Herren Spielmann und Fahrni ausgetragen. Nachstehend die Eröffnungsphasen der bisherigen drei Partien.

Erste Partie, eine Französische (Spielmann Weiß) nahm folgenden Verlauf: 1. e4, e6; 2. d4, d5; 3. Sc3, Sf6; 4. Lg5, Lc7; 5. e5, Sf4; 6. Lxex7, Dxe7; 7. Sb5, Sb6; 8. a4, a6; 9. a5, Sc4. (Das richtige Verfahren besteht in 9. axb5!; 10. axb6, Txe7; 11. Dxe7, 0-0; — droht e7-c6 nebst Sb8-d7xb6 — 12. bxe7, Sc6; 13. Sf3, f6 zc. Schwarz steht bedeutend besser.) 10. Lxe4,

axb5? (Ein inkorrektes Bauernopfer, statt dessen 10. dxc4; 11. Sc3, b5 vorzuziehen war) 11. Lxb5, c6; 12. Ld3, e5; (Wei 12. Db4; 13. c3, Dxb2; 14. Se2 zc. hätte die schwarze Dame keinen Rückzug) 13. c3 (Lb5, Ld7; LxL7, SxL; c3 hätte den Bauer behaupten können) 13. cxd4; 14. cxd4, Sc6; 15. Se2, Db4; 16. Dd2, Txe5; 17. Txe5 (Stärker war 17. Dxb4, Txe1; 18. Kd2, Sxb4!; 19. Txe1, 0-0; 20. Lb5 zc.) 17. Dxe5; 18. Dxd, Sxd; 19. b4, Sc6; 20. b5, Sb4; 21. Kd2, SxL; 22. Kxe5, Ld7; 23. Sc3, Ke7; 24. Ta1, Tb8 zc. Die Partie wurde Remis.

Zweite Partie, Spanisch (Fahrni Weiß): 1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, a6!; 4. Lxc6, (La4) 4. dxc6; 5. d4, Lg4! (von Alapin herrührend) 6. c3 (Wei 6. dxc6, DxD7; 7. KxD, 0-0-0; 8. Ke1, f6!; 9. exf6, Sxf6; 10. Lg5, Te8 zc. ist Schwarz auch im Vorteil) 6. Lxf3!; 7. gxf3, Df6; 8. f4, (Das Bauernopfer ist nicht korrekt. Verhältnismäßig verbiente 8. dxe5, Dxe5; 9. Dd4, Dh5; 10. De3 den Vorzug) 8. exd4 (Der Bauer konnte mit 8. exf4!; 9. Dg4, g5; 10. h4, h6 genommen und behauptet werden. 3. B. 11. hxg5, hxg5; 12. Txe8, Dxe8; 13. Dxe5, Dh1; 14. Kd2, Se7; 15. e5, 0-0; 16. Kc2, e5; 17. Dxf4, cxd4; 18. cxd4, Sc6; 19. Le3, Lc5 zc.) 9. Dxd4, Td8; 10. Dxf6, Sxf6; 11. f3, Lc5; 12. b4, Lb6; 13. a4, 0-0; 14. a6, La7; 15. Ke2, Tte8 zc. Schwarz gewann im zweiten Endspiel.

Dritte Partie, Französisch (Spielmann Weiß). Die ersten sieben Züge wie in der ersten Partie. Dann 8. c3, a6; 9. Sa3, e5 (bedeutend stärker ist f6!); 10. Sc2, Sc6; 11. f4, Ld7; 12. Sf3, Te8; 13. Dd2, cxd4; 14. cxd4, Sa7; 15. Ld3, Lb5; 16. 0-0, Lxd8; 17. Dxd8, 0-0; 18. Se3, Sc4; 19. Sg4 (zu betrachten kam Sg5) 19. h6? (Nach 19. Sxb2; 20. Db1, Sc4; 21. Sg5, f5 zc. hätte Schwarz keinen Nachteil); 20. Tf2, Sc6; 21. a3, Dc7; 22. f5 (Eine Ueberstärkung. Zuerst sollte b2-b3 gesehen); 22. exf5; 23. Dxf5, Se7; 24. Dh5, Db6; 25. Taf1 (Auch jetzt war b2-b3 besser); 25. Dg6; 26. Dxe6 (Erzwingen, weil auf Dh3, h5 der Sg4 verloren geht. Ober Dh4, Sf5 zc.) 26. Sxe6; 27. Sd2? (Kostet einen Bauer, was mit h2-h3 zu vermeiden war.) 27. h5; 30. Sxe4, Txe4; 31. Se3, Txd4; 32. Sf5, Te4; 33. Sd6, Txe5; 34. Sxb7, d4; 35. b4, Te3; 36. Sc5, Se5 (Es drohte Sd7 nebst Txf7); 37. a4, d3; 38. Td2, Td8; 39. Td1, Td4; 40. h3, h4 (Um auf Kf2 mit Tg3 zu antworten); 41. b5, axb5; 42. axb5, Td5 zc. Die Partie ist abgebrochen und dürfte von Fahrni wohl gewonnen werden.



Abela 2+.

Französische Partie.

- | | | | |
|---------------------|---------------------|-------------|---------|
| R. Schiffers (Weiß) | C. Alapin (Schwarz) | 14. Lf1-e2 | La5-b6 |
| 1. e2-e4 | e7-e6 | 15. Kf2-e1 | Tf8xf3 |
| 2. d2-d4 | d7-d5 | 16. g2xf3 | Sc6xd4 |
| 3. Sb1-c3 | Sg8-f6 | 17. f3-f4 | Sd4-c2† |
| 4. e4-e5 | | 18. Dd1xc2 | Lb6xe3 |
| | | 19. f4-f5 | Sc6xe5 |
| | | 20. Dc2-b3 | Dh4-h6 |
| | | 21. Ke1-d1 | Sc5-c6 |
| | | 22. f5xe6 | Lc8xe6 |
| | | 23. Db3xb7 | Tu8-c8 |
| | | 24. Sg3-f1 | Sc6-d4 |
| | | 25. Sf1xe3 | Dh6xe3 |
| | | 26. Th1-o1 | Sd4xe2 |
| | | 27. Te1xe2 | Le6-g4 |
| | | 28. Db7xd5† | Kg8-h8 |
| | | 29. Dd5-g3 | Lg4xe2† |
| | | 30. Dg2xe2 | Tc8-d6† |
| | | 31. Kd1-e1 | De3-g1† |
| | | 32. De2-f1 | Td8-c8† |
- Wir haben in unseren früheren Spalten dargelegt, daß Weiß mit Lg5, Le7 nicht ausrichten kann. Es ist demnach gleichgültig, was er auch zieht.
4. Sf6-d7
5. Sc8-e2
Von Steinth häufig angewendet, um e2-c3 vorzubereiten.
6. o7-c5
6. c2-c3 f7-f6
Dieser Angriff auf den Be5 ist auch hier das geeignete Spezifikum gegen den Vorstoß e4-e5.
7. f2-f4 f6xe5
8. f4xe5 c5xd4
9. c3xd4 Dd8-h4†
10. Se2-g3 Lf8-b4†
11. Ke1-f1 0-0†
12. Sc1-f3 Sb8-c6
13. Lf1-c3 Lb4-a5
- Aufgegeben wegen 33. Kd2, De3†; 34. Kc2, Tc8†; 35. Kd1, Td8†; 36. Kc2, Td2†; nebst 34.

Briefkasten. Lösungen: vom 4. Juni Paris 1. Dc1-a3! von heute Abela 1. Df2-a7!